



Leseprobe

David Pilling

Japan - Eine Wirtschaftsmacht erfindet sich neu

Übersetzt von Ursula Held, von Reinhard Tiffert

ISBN (Buch): 978-3-446-43666-4

ISBN (E-Book): 978-3-446-43646-6

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-43666-4>

sowie im Buchhandel.

VORWORT

Ein jedes Buch hat seinen Ursprung. Dieses verdankt seine Existenz einer gewaltigen Welle. Das Erdbeben und der Tsunami vom März 2011 wurden für mich zum Anlass, über Japan zu schreiben. Ich hatte dort von 2001 bis 2008 als Auslandskorrespondent gelebt und mich seither mit dem Gedanken getragen, ein Buch über diese Zeit zu schreiben. Doch der Druck des tagtäglichen Berichterstattens und der fehlende konkrete Anlass waren die Gründe, weshalb das Buchprojekt nur ein Projekt blieb. Ich verließ Japan Ende des Jahres 2008 und wendete mich anderen Dingen zu. Nach dem Erdbeben vom 11. März 2011 kehrte ich nach Japan zurück und berichtete über die Katastrophe im unmittelbaren Anschluss und in den folgenden Monaten. Ausmaß und Schrecken der Katastrophe und die Art und Weise, wie die Japaner sich der Anforderung stellten, gaben mir den Impetus, die Idee, die jahrelang in mir geschlummert hatte, jetzt in die Tat umzusetzen. Ich nahm mir vor, eine Nation zu porträtieren, die sich von immer neuen Schicksalsschlägen, angefangen von der Gefahr der Invasion durch die Mongolen bis zu immer wiederkehrenden Naturkatastrophen, nicht hat unterkriegen lassen. In meinem Buch wollte ich hauptsächlich auf meinen siebenjährigen Aufenthalt im Land zurückgreifen, also auf eine Zeit, in der Japan eine wirtschaftliche Rezession und damit einhergehend einen Vertrauensverlust erlitt, aber so weit wie möglich die Japaner selbst zu Wort kommen lassen. Dabei sollte weitgehend ein Bild des heutigen

Japan entstehen, eines Landes, das allen offenkundigen Schwierigkeiten zum Trotz sich wandelt und sich den neuen Bedingungen anpasst, auch wenn dies von außen oft nicht bemerkt wird. Allerdings wurde bei dieser Beschreibung der geschichtliche Hintergrund nicht vergessen, da Ereignisse der Gegenwart selten ohne Bezug zur Vergangenheit wirklich verstanden werden können. Dies gilt in besonderem Maße für Japan, wo Tradition und Geschichte sich überall bemerkbar machen, gerade auch hinter dem Beton seiner kompromisslos modernen Stadtlandschaften.

Das vorliegende Buch handelt also nicht nur von dem verheerenden Tsunami, sondern ist viel breiter angelegt. Die dreifache, aus Erdbeben, Tsunami und Kernkraft-GAU bestehende Katastrophe bildet aber den Ausgangspunkt für eine Untersuchung der Frage, wie japanische Behörden und mehr noch wie die japanischen Bürger eine solche Herausforderung meistern. Die Krise brachte Schwächen, aber auch Tugenden an den Tag, vor allem aber etwas, was wir nicht vergessen sollten: die erstaunliche Widerstandsfähigkeit eines Volkes, das in einer der am meisten gefährdeten Regionen der Erde lebt. In Hongkong, wo ich jetzt lebe, sahen viele die Fernsehübertragungen aus dem Katastrophengebiet und staunten über die geordneten Warteschlangen vor Geschäften und in den Evakuierungszentren, über die würdige Gefasstheit der Überlebenden und über das fast völlige Fehlen von Kriminalität. Ein Land, das nach zwei Jahrzehnten der Stagnation eigentlich auf den Knien liegen sollte, erwies sich als stärker, als viele ihm zugetraut hätten. Es warf Licht auf das, was Pico Iyer den Japanern bescheinigt: »Selbstbeherrschung und der Gemeinsinn, der in Japan so hervorsteht. Ein Land, das auf seiner Sonderrolle gegenüber dem Rest der Welt beharrt, zeigte seine menschliche, mitfühlende und mutige Seite.«¹

Ferner machte die Katastrophe die weiterhin bestehende Bedeutung Japans für die Weltwirtschaft deutlich. Auch die meisten Japaner wussten nicht, dass der Nordosten des Landes, den die Flutwelle mit Vehemenz traf, noch für etwas anderes als Reisanbau und Fischfang stand. Zwar gehört die nordöstliche Region Tohoku nicht zum industriellen Kernland Japans, doch stellte sich nun heraus, dass sie ein wichtiges Glied in der Zuliefererkette der globalen Wirtschaft war. Eine dort ansässige Firma stellte allein 40 Prozent der weltweit benötigten elektronischen Bauteile her, die in Servolenkungen von

Autos und in Flachbildschirmen eine Funktion erfüllen. Nachdem die Flutwelle das Werk, wo sie hergestellt wurden, zerstört hatte, musste in Louisiana am anderen Ende der Welt General Motors die Autoproduktion stoppen. Wegen Stromknappheit nach der Nuklearkatastrophe in Fukushima erhöhte Japan, das schon vorher der weltweit größte Importeur von Flüssiggas war, drastisch seine Einkäufe von Flüssiggas, Erdöl und schließlich auch Kohle. Damit wurde es zu einem bestimmenden Faktor in der globalen Energienachfrage.

Was die Japaner selbst als »Japan bashing« bezeichnen, hat teilweise seinen Grund in der Tatsache, dass ihr Land eine wesentliche Rolle in der Weltwirtschaft spielt. Niemand regt sich über die Schweiz auf, deren Wirtschaft in den 1990er-Jahren auch nur um rund ein Prozent wuchs, die also gemessen an Japan ebenfalls ein verlorenes Jahrzehnt zu beklagen hatte. Nun ist die Schweiz zwar ein wichtiger Finanzplatz, aber eine vergleichsweise kleine Industrienation. Japan ist ähnlich geschrumpft, steht aber immer noch für acht Prozent der weltweiten Produktion, verglichen mit drei bis vier Prozent für Großbritannien und 20 Prozent für die USA. Japan ist die größte Gläubigernation und nicht etwa die größte Schuldernation, wie es manchmal den Anschein haben mag. Es hat die zweithöchsten Devisenreserven und konkurrierte 2012 mit China um den Rang des größten Halters US-amerikanischer Verbindlichkeiten. Der Tsunami brachte diese verdrängten Tatsachen wieder ins allgemeine Bewusstsein. Ironischerweise erinnerten sich viele Leute gerade zu dem Zeitpunkt, da Japan wirklich in der Krise steckte, wie wichtig dieses Land doch immer noch war.

Mit der Krise kam selbstverständlich auch weniger Erfreuliches an den Tag. Viele waren der Auffassung, dass der Tsunami, der Fabriken, Straßen und andere Infrastruktur zerstörte, die rund zehn Prozent des Bruttosozialprodukts ausmachten, nun den entscheidenden Schlag für den endgültigen wirtschaftlichen Niedergang Japans getan habe. Auf jeden Fall werde er den langsamen Exodus der industriellen Fertigung nach China und in andere billigere Produktionsländer erheblich beschleunigen. Doch die Anfälligkeit der Wirtschaft Japans war nicht alles, auch mit seiner politischen Verfassung stand es schlecht. Die Katastrophe in Fukushima enthüllte eine von Paternalismus, Lügen und Schlendrian gezeichnete öffentliche Kultur. Eigentlich hätte das Risiko eines nuklearen Unfalls in der am meisten

erdbebengefährdeten Region der Erde vorhersehbar sein müssen, wie übrigens auch die besondere Gefährdung von Atomkraftwerken, die so nah an einer von Flutwellen heimgesuchten Küste errichtet wurden. Beamte, Politiker und Kraftwerksbetreiber hatten alle blind auf die Zuverlässigkeit des japanischen Systems vertraut. Auch in anderer Hinsicht hatten die japanischen Behörden geschlafen. Altenheime verfügten nicht über angemessene Evakuierungspläne. Nach Eintritt der Katastrophe brauchte die Zentralregierung zu lange, um das Ausmaß der Not im Katastrophengebiet festzustellen und geeignete finanzielle und technische Mittel einzusetzen. Viel zu sehr wurde auf die sprichwörtliche Geduld der Menschen im Nordosten Japans gebaut. Gewiss, verglichen mit der Hilfe der US-Regierung für das 2005 vom Wirbelsturm Katrina verwüstete New Orleans mochte Japans Reaktion um einiges effizienter sein, aber dennoch ließ sie vieles zu wünschen übrig.

Doch die japanische Geschichte hat schon früher Stunden der Krise gekannt, die zu Wendepunkten wurden. Manche hofften, dass das Land, solchermaßen aufgeschreckt, sich auf seine alte Stärke besinnt. John Dower, der mit seinem Buch *Embracing Defeat* wohl die tiefendendste Untersuchung eines ausländischen Wissenschaftlers zu den Verhältnissen im Nachkriegs-Japan vorgelegt hat, sprach von der Klarheit, die solche Krisen schaffen können. »Die Probleme liegen mit einem Mal offen und können jetzt angegangen werden«, meinte er mir gegenüber kurz nach dem Tsunami. Die Tragödie biete für das japanische Volk und nicht nur für die Politiker und Bürokraten die einmalige Gelegenheit, über seine Prioritäten nachzudenken und seine Gesellschaft zu erneuern. »Die Frage, die sich stellt, lautet: Schaffen sie es noch einmal? Werden neue Ideen in dem festgefahrenen System abgewürgt oder hilft die Krise, eine Demokratie mit mehr Bürgerbeteiligung zu schaffen? Können die Menschen wie in vergangenen Krisenzeiten mobilisiert werden, sich den Aufgaben zu stellen?«²

Der Originaltitel dieses Buches lautet *Bending Adversity* in Anlehnung an ein japanisches Sprichwort zu dem Bemühen, ein schweres Los in ein leichtes zu verwandeln, oder knapper gesagt, das Schicksal zu meistern. Schließlich hat Japan oft gezeigt, dass es über erstaunliche Kraftreserven verfügt. Quasi als einziges Land in Asien hat es sich gegen die kolonialistischen Begehrlichkeiten der westlichen

Mächte erfolgreich gewehrt. Nach 1945 überwand es die eigene verheerende Niederlage durch ein Wirtschaftswunder, das nachhaltigen Eindruck auf ganz Asien einschließlich China ausgeübt hat. In beiden historischen Situationen hat es einen Weg aus der Not gefunden. Freilich hat Japan nicht in jedem Fall Widrigkeiten zu seinem Vorteil genutzt, sondern ist ihnen erlegen. Die Inseln haben ihm Sicherheit und ein ausgeprägtes Selbstwertgefühl beschert. Oft ist es dadurch aber auch Gefangener seiner geografischen Lage geblieben und hat eine Inselbewohnermentalität entwickelt. Sein im 19. Jahrhundert geführter Kampf gegen die Gier der Kolonialstaaten endete damit, dass Japan selbst zu einem imperialistischen Beutezug aufbrach, der Millionen Tote und dem Land selbst beinahe die Vernichtung brachte. Wenn das Überwinden eines schweren Loses so aussah, wäre es wohl besser gewesen, es hinzunehmen. Selbst das in vieler Hinsicht beeindruckende Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit sehen manche nur als ein seelenloses Streben nach Geldakkumulation, nach internationalem Ansehen durch industrielle Produktion und Handelsmacht, nachdem Krieg und Eroberung fehlgeschlagen waren. Zwar hat Japan den Schlüssel zur wirtschaftlichen Entwicklung gefunden, aber vielleicht hat es dabei etwas von seiner Identität verloren.

Jetzt, da ihm seine wirtschaftliche Stärke abhandengekommen ist, hat es, wie mir Haruki Murakami einmal sagte, eine größere Chance, sich selbst wiederzufinden. Mit dem Kater nach dem Platzen der Spekulationsblase stellt sich existenzielle Angst ein, man sucht tastend einen Weg in die Zukunft. »Die Leute sind ratlos. Sie haben ihre alten Muster verloren und sie wissen nicht mehr, wer sie sind«, sagte mir eine japanische Freundin. Doch im Untergang von etwas Altem liegt immer die Möglichkeit zu etwas Neuem, also die Chance, aus der Not eine Tugend zu machen und etwas Besseres zu gestalten.

Im Winter 2001 kam ich nach Japan. Ehe ich meine Arbeit als Auslandskorrespondent in Tokio aufnahm, verbrachte ich einen Monat mit dem Erlernen der Sprache und lebte bei einer Familie in der Stadt Kanazawa, ein Kioto en miniature an der zerklüfteten Küste des Japanischen Meeres. Kanazawa war eine schön gelegene Stadt, die viel von ihrem mittelalterlichen Erbe bewahrt hat. Dort gab es ein Samurai- und ein Geishaviertel, einen berühmten Park, den Kenroku-en,

und eine sehr lebendige Künstlerszene aus Töpfern, Goldschmieden und Amateurschauspielern, die das traditionelle No-Spiel pflegten. Gleich am ersten Tag und kaum dem Flugzeug aus London entstieg, führte man mich zu einer Teezeremonie in das aus dem 16. Jahrhundert stammende Schloss, ein imposanter weiß getünchter mit Wall und Graben versehener Bau. Mehrere Dutzend Zuschauer hatten sich auf dem Schlossgrundstück in einer pavillonartigen Anlage versammelt, wo die Zeremonie stattfinden sollte. Meine Gastmutter, Frau Nishida, führte mich nach vorn in die erste Reihe, damit ich dem Schauspiel aus der Nähe folgen konnte. Eine Frau im Kimono bereitete heißes Wasser auf einer tiefer gelegenen Feuerstelle, portionierte grünes Pulver mit einem hölzernen Löffel und schäumte es mit einem langen Teebesen auf. Jede Bewegung, von der Art und Weise, wie sie sich hinkniete, bis zum Reichen der Teeschale, war präzise und kunstgemäß und spiegelte die jahrhundertealte Tradition der Teezeremonie wider. Wie alle anderen kniete auch ich nach *Seiza*-Art, die Füße unter dem Gesäß und mit geradem Rücken. Nach anfänglichen Schmerzen gewöhnten sich meine Beine an diese Sitzweise und ich konnte meine Aufmerksamkeit auf das Geschehen vor mir richten. Nachdem der Tee eingeschenkt war, aßen wir zuerst einen eigens für diesen Zweck gebackenen Kuchen, den wir mit einem hölzernen Utensil in mundgerechte Portionen zerteilten. Dann betrachteten wir aufmerksam die Form und Glasur der Teeschale und spürten die Wärme des Tees durch den gebrannten Ton. Wir gaben der Schale eine und dann noch eine Vierteldrehung, bevor wir das jadegrüne, angenehm bitter schmeckende Getränk in raschen, geräuschvollen Schlucken zu uns nahmen.

Japan ist ein Land der Riten und eingeübten Rollen. Hier waren wir alle Darsteller einer jahrhundertealten Zeremonie, bei der jede Bewegung einem festen Brauch folgte. Nach der Teezeremonie erhoben sich die anderen Gäste und verabschiedeten sich. Da meine unteren Gliedmaßen fühllos geworden waren, konnte ich nicht sofort aufstehen. Ich blieb allein auf der Bühne und wartete minutenlang, bis mit einem schmerzhaften Prickeln wieder Leben in meine Beine kam. Noch heute halte ich dieses Erlebnis für meine Initiation in die Freuden und Leiden der japanischen Kultur.

Bereits in den ersten Tagen in Kanazawa war ich entschlossen, mich auf die neue Kultur einzulassen. Ich aß, was auf den Tisch kam,

ob Krabbenhirn, Seeigel oder rohes Pferdefleisch. Nach und nach entdeckte ich, dass die japanische Küche, mochte sie auch gewöhnungsbedürftig sein, stets Frisches und Köstliches zu bieten hatte und tatsächlich besser war als alles, was ich bisher probiert hatte. Mit 37 Jahren begann ich Japanisch zu lernen und kämpfte mich durch eine Reihe von Prüfungen, für die ich 2000 *Kanji*-Schriftzeichen und ungewöhnliche grammatische Konstruktionen, die nicht einmal vielen japanischen Oberschülern bekannt waren, lernen musste. (Ich konnte am Ende ziemlich flüssig lesen und genau strukturierte Interviews führen, freilich konnte man von meinem Japanisch das Gleiche sagen, was Samuel Johnson über einen auf den Hinterbeinen gehenden Hund sagte: Es sehe nicht gut aus, aber das Erstaunliche daran sei, dass er überhaupt ging.) In Kanazawa lernte ich das Wohnen auf Tatami-Matten schätzen. Vor dem Eintreten stellte man die Schuhe in einem Vorraum, dem *Genkan*, ab, kniete sich zum Fernsehen auf die Matten und breitete zum Schlafen den Futon aus. Die Tatami-Matten verbreiteten einen angenehmen Moschusduft. Gebadet wurde in einer viereckigen Wanne, in die man sich erst setzte, nachdem man sich in einem separaten Duschbereich gereinigt hatte. Manchmal gingen wir auch in eine altmodische städtische Badeanstalt. Dort befanden sich im Außenbereich mehrere Becken mit kaltem, warmem und schwefeligem Wasser sowie vibrierende Massagestühle im Innenbereich. Ich sah es gern, dass Japaner vor dem Essen zum Dank immer erst die Hände falteten und dass Angestellte in Läden sich entschuldigten, ehe sie um den Zahlungsbetrag baten, so als ob das Bezahlen dem freundlichen menschlichen Miteinander unangemessen sei. Ich erfuhr, wo sich am Tisch der Platz für den Gast befand – immer möglichst weit weg von der Tür, weil man in früheren Zeiten dort am sichersten vor Überraschungsangriffen war. Ich bekam ein Verständnis für kleine, bedeutsame Gesten. Mein Japanischlehrer sagte mir zum Beispiel, es sei unhöflich, in einem beruflichen Gespräch zu sagen, man sei beschäftigt, denn das konnte so verstanden werden, als halte man sich für wichtiger als den anderen. Mir gefiel, dass auch in einfachen Speiselokalen jeder Gast vor dem Essen ein warmes Handtuch erhält und dass bei Regenwetter in Kaufhäusern eigens Apparate bereitstehen, wo Kunden ihre nassen Regenschirme in Plastikfolien einhüllen lassen können. Ich staunte, wie gesittetes Verhalten gesetzliche Regelungen überflüssig machte.

Auf den Straßen lag nirgends Abfall. Niemand hätte auch nur im Traum daran gedacht, im Zug oder im Fahrstuhl auf einen Handyanruf zu antworten, nicht etwa, weil das verboten gewesen wäre, sondern weil sich das nicht gehörte. Sogar auf der Straße sprechen die Leute hinter vorgehaltener Hand in ihr Handy, um die Lautstärke ihrer Stimme zu dämpfen.

Als ich dann zum Berufsstart nach Tokio zog, war ich erneut begeistert. Der Klang dieser Metropole, ihre Vielfalt an Theatern und Galerien, Restaurants, Bars und Klubs, alles das macht Tokio zum New York Asiens, nur ungleich größer mit einer Bevölkerung im städtischen Großraum von 36 Millionen Einwohnern. Und doch war Tokio keineswegs der Siedlungsbrei, den ich mir vorgestellt hatte. Die meisten großen Städte hat man als Ansammlung von Dörfern beschrieben, doch für keine andere gilt dies mehr als für Tokio. Stadtviertel, darunter auch meine Wohngegend in Higashi Kitazawa, haben noch ein dörflich geprägtes soziales Leben. An Feiertagen versammeln sich alle, ob Banker oder Maurer, um Reis zu einem Brei zu stampfen, aus dem *Mochi*-Kuchen gemacht werden. Abends ziehen sie kurze indigoblaue *Happi*-Kittel an und tragen barfuß in Sandalen den heiligen Schrein wie eine Sänfte durch die schmalen, von Papierlampen erleuchteten Straßen ihrer Wohngegend. Tokio ist ein Labyrinth von Hunderten sogenannter *Shotengai*, Einkaufsgassen mit kleinen, fast budenartigen Läden, in denen handwerklich hergestellter Tofu und Süßigkeiten, Blumen und Früchte oder auch Reis in Säcken angeboten werden. Die Gassen sind so schmal, dass sie kaum für Autoverkehr geeignet sind. In weiten Teilen Tokios ist das Fahrrad das beliebteste Verkehrsmittel. Zwar fehlen der Stadt große Parks in genügender Zahl, aber in den vielen Wohnstraßen sprießt und wuchert das Grün in allen Winkeln und durch alle Ritzen. Tokio ist eine erstaunlich naturnahe Stadt. Im Sommer übertönt das Gezirp der Zikaden sogar den Verkehrslärm. Es gibt Heiligtümer für Füchse und Fische und sogar für Aale. Zu meinen bleibenden Erinnerungen gehört der Anblick von drei blau uniformierten Polizisten, die zu Frühlingsbeginn im Park von Shinjuku Gyoen standen und mit feierlichem Ernst eine Kirschblüte betrachteten. Bei einer unglaublich niedrigen Kriminalitätsrate konnten sie es sich leisten, die zarten rosa Kirschblüten mit einer Aufmerksamkeit zu studieren, als wären sie auf eine Leiche und ein blutbeflecktes Messer gestoßen.

Ich machte mich daran, einen möglichst repräsentativen Durchschnitt der japanischen Gesellschaft kennenzulernen, angefangen bei Schriftstellern wie Haruki Murakami und Kenzaburo Oe bis zum damaligen Premierminister Junichiro Koizumi. Ich traf Industriemanager und Banker, Politiker und Verwaltungsbeamte, Geishas, Kabuki-Schauspieler und Sumo-Ringer. Ich interviewte einfache Leute und Paradiesvögel, Autobauer und Krankenpfleger, Aktivisten und Traditionalisten, linksliberale Lehrer und konservative Schintopriester, Teenager und Greise. Vieles an der Kultur irritiert, aber alles in allem halte ich Japan für ein Land, in dem man gern lebt, vor allem als Ausländer, der alle Vorteile einer reibungslos funktionierenden Gesellschaft genießt, ohne deren Pflichten tragen zu müssen. Wenn Lebensqualität unter anderem heißt, einzeln verpackte Kekse und ein tadellos gepflegtes Aquarium in einer ganz gewöhnlichen U-Bahn-Station, dann gebührt Japan der erste Preis. Wo sonst kann man seinen Laptop ruhig auf dem Kaffeehaustisch lassen und sicher sein, dass er bei der Rückkehr immer noch dort steht? Welches andere Land hat Jahre schwerer wirtschaftlicher Rezession erlebt und zeigt doch kaum Zeichen sozialen Unfriedens?

Den tiefen Pessimismus, ja die Häme in vielen Publikationen über Japan konnte ich nur schwer mit der insgesamt doch wohlhabenden Gesellschaft, die mich umgab, in Einklang bringen. Dabei kam ich in ein Land, das gerade ein verlorenes Jahrzehnt hinter sich hatte und sich anschickte, da es sich neuerlich in einer tiefen Rezession befand, ein weiteres zu verlieren. Dennoch gab es kaum Zeichen von sozialer Not, verglichen mit den Verhältnissen, die mir aus meinem Heimatland Großbritannien bekannt waren. Japan stand vor großen Problemen: eine alternde Bevölkerung, eine beängstigend hohe Selbstmordrate, Mobbing in der Schule, eine hohe und immer noch wachsende Staatsverschuldung, eine stagnierende Wirtschaft und eine Schwäche der Elektronikindustrie. Aber von einer Krise war im Bewusstsein der Japaner nichts zu spüren (worin einige Beobachter gerade das Problem sahen). Vielmehr überwog bei mir der Eindruck, in einer wohlhabenden und in mancher Hinsicht dynamischen Gesellschaft zu leben, einer, die sich darin gefiel, sehr japanisch und sehr modern zu sein. Wollte ich echte Not sehen, so sagten mir viele, müsse ich den Großraum Tokio verlassen und die armen Provinzstädte und abgelegenen ländlichen Gemeinden besuchen, in denen nur noch die

ganz Alten ausharrten. Bei meinen Reisen quer durch das Land, auf denen ich in fast alle 47 Präfekturen kam, sah ich tatsächlich hier und da Elend, Schatten einer zukünftigen Entwicklung und auch echte Armut. Ich fuhr über Schlaglochpisten, sah daniederliegende Industriebetriebe und kam in Dörfer, in denen Greise ohne Hilfe von außen mühsam ihr Leben fristeten. Manche Japaner, vor allem junge, schienen orientierungslos und ohne Schwung. Aber in den meisten Gegenden traf ich auf eine intakte Gesellschaft, auch wenn sie kämpfen musste, sich den wandelnden Bedingungen anzupassen.

Ob man beim Blick auf ein anderes Land das Urteil fällt, das Glas sei halb voll oder halb leer, mag eine Frage des Temperaments sein. Wenn in diesem Buch gelegentlich mehr Glanz über das moderne Japan verbreitet wird, als dies in anderen Publikationen üblich ist, dann möge das bitte nicht als Naivität missverstanden werden. Der Leser wird auch viel Negatives finden. Doch der anhaltende Pessimismus, der die Berichterstattung über Japan prägt, ist genauso irreführend wie die Lobhudeleien der 1980er-Jahre. Damals behaupteten viele Experten, Japan werde mit seiner Wirtschaftsmacht die Weltherrschaft erringen. Heute besteht die gängige Einschätzung darin, nicht nur ein halb leeres Glas zu sehen, sondern eines, das einen Sprung im Boden hat, aus dem der verbliebene Inhalt rasch entweicht. Japan, so heißt es, sei nicht fähig, sich zu verjüngen, und befinde sich auf dem absteigenden Ast. Japans Industrie sterbe ab, die Frauen würden dort unterdrückt, viele Menschen seien selbstmordgefährdet, die ganze Gesellschaft schotte sich ab und der staatliche Schuldenberg sei nicht mehr abzutragen. Darin steckt zweifellos ein Körnchen Wahrheit, aber ein realistisches Bild ergibt sich daraus nicht. Manche Beobachter haben das Bild eines seelisch kranken Japan gezeichnet. Grundlage hierfür sind Berichte über eine neurotische Gesellschaft mit Scharen von jugendlichen Stubenhockern, die nie ihr Haus verlassen. Mit ähnlichem Recht könnte man aber auch die USA als das Land bezeichnen, in dem Massenmord, Drogenabhängigkeit und Gettobildung zu Hause sind, oder Großbritannien als eine Klassengesellschaft darstellen, die in ihrer Unterschicht jugendliche Hooligans heranzüchte und in der nächtliche Messerstechereien zum Alltag gehören. Das wären zweifellos groteske Verzerrungen der Wirklichkeit. Jedes Land, auch Japan, verdient eine ausgewogene Beurteilung. Denn allen Problemen zum Trotz bleibt

Japan eine widerstands- und anpassungsfähige Gesellschaft. Aus seiner Geschichte geht hervor, dass es die Fähigkeit besitzt, Schwierigkeiten ins Gesicht zu sehen und viele davon auch zu bewältigen – wobei sich übrigens zeigt, dass einige Schwierigkeiten nicht, wie oft behauptet, typisch japanisch sind.

Japans Wandel ist mit dem Wiederaufbau des Schreins in Ise verglichen worden, dem wohl bedeutendsten Schinto-Heiligtum, das auf das dritte Jahrhundert zurückgeht. Der Schrein ist ganz anders, als man erwarten könnte. Das Heiligtum besteht aus 125 einzelnen Schreinen, von denen ein jeder einer bestimmten Gottheit geweiht ist. Auch der Wald, in dem die Schreine stehen, ist heilig, insofern ist Ise weniger die St.-Paul's-Kathedrale als vielmehr ein Hyde Park mit Gottheiten. Alle 20 Jahre werden die aus Holz gefertigten Schreine bis auf das Fundament abgerissen und in genau denselben Maßen wieder neu errichtet. Man kann sich daher streiten, ob das Heiligtum zwei Jahrtausende oder zwei Jahrzehnte alt ist. Ebenso hat Japan die Fähigkeit zu grundlegendem Wandel bewiesen, ohne seine Vergangenheit und seinen Glauben zu verleugnen. Der ehemalige amerikanische Außenminister Henry Kissinger äußerte einmal gegenüber Zhou Enlai, Mao Zedongs rechter Hand, er mache Japans »Stammeswesen« für diese Fähigkeit zum rasanten Wandel verantwortlich. »Die Japaner halten ihre Gesellschaft für so einzigartig, dass sie sich an alles anpassen können und doch ihr nationales Wesen bewahren. Daher sind sie zu plötzlichen Kehrtwendungen fähig. Sie haben den Schritt vom Feudalismus zum Kaiserkult in zwei, drei Jahren vollzogen. Vom Kaiserkult zur Demokratie brauchten sie nur drei Monate.«³

Der japanische Soziologe Yoshio Sugimoto behauptet von Kritikern, dass sie versucht seien, »sich entweder dem Lager der ›Japan-Bewunderer‹ oder dem Lager der ›Japan-Schmäher‹ anzuschließen und entsprechend die japanische Gesellschaft in Schwarz-Weiß-Manier zu beschreiben«.⁴ Manche ausländische Japan-Kenner, auch solche, die sich jahrelang nicht von diesem Land trennen konnten, halten Japan für hoffnungslos fremden- und frauenfeindlich, hierarchisch strukturiert, allem Neuen verschlossen und unfähig, sich der eigenen Geschichte zu stellen. Andere wiederum bewundern Dinge, die mir